

Number-Go-Up-Technology

Inzentivierungsstruktur und Allokationsheuristik

v1.0

Gerald Hock
01.07.2026

Inhaltsverzeichnis

I – Fixe Sterne	1
II – Zeichensetzung	3
III – Formfindung im Defizit	6
IV – Schlaue dumme Spiele	9
V – Ver-Entparadoxierung der Konflikte	13

I – Fixe Sterne

Die Zahl entscheidet, worauf der Fokus liegt. Durch den Umstand ihrer *Digitisierung* (und Digitalisierung) ist sie ein in dieser Hinsicht definitives Zeichen. Eine genannte Zahl ist die sich selbst entsprechende genannte Zahl und nicht nur ungefähr und auch nicht perspektivisch relativ. Sie erschöpft sich in ihrer eigens vorgegebenen Konvergenz. Beispielsweise bei einem philosophischen Begriff wie „Vernunft“ scheint eine ideengeschichtlich kompetente Auslegung so voraussetzungsreich, dass demjenigen, der sich nicht für Philosophie interessiert, die Einsicht in ebendiesen Umstand verborgen bleibt. Der Begriff bleibt Wort, bleibt Kontingenzformel, und alle, die mehr darin sehen, irre oder: *unvernünftig*. Ignoranz projiziert sich ohne weitere Irritationen in ihre Beobachtung hinein und ermöglicht sich eine komplexitätsreduzierte Orientierung durch Deselektivität anders möglicher Anschauungen. Die kontext- und beobachterrelative Zuschreibung komplexen und als „Wissen“ qualifizierten Anschauungen fragmentieren möglichen Konsens so weit, dass Kommunikation über dessen Zeichen deutlich komplexer ausfallen muss. Eine wie eine Zahl konditioniertes Zeichen eignet sich deshalb besonders als kognitive Vorgabe und konsensfähiger, beziehungsweise konsensueller, Bereich, weil Interpretationspotentiale ausgeschlossen werden. Begründet ist das Zeichen Zahl in seiner indikativen Positivität. So können auch entsprechend einfacher fokale Punkte um und durch die Konkretheit einer Zahl gefunden werden.¹ Die Reduziertheit der Interpretationsmöglichkeit des Zeichens Zahl erlaubt Orientierung, eben weil sie strukturell Konsens widerstandsloser ermöglicht. Die sprachliche Praktikabilität fügt sich dem hinzu. In nahezu allen Milieus findet man Nummerierungen: in der Speisekarte, als Artikelnummer, bei der Parkplatzsuche, und so weiter. Die relative Nummerierung erlaubt eben so verbindlich eine quasi absolute Referierbarkeit in sozialer Interaktion und damit den (arbiträr gesetzten) verbindlichen Ausschluss von Willkür.

Wie dieser instrumentelle Gebrauch von Zahlen, beziehungsweise Nummern, soziale Verbindlichkeit fördert, so eröffnet er auch das Missbrauchspotential, weil dem Beobachter, seinen vergangenen Erfahrungen entsprechend, eine Exaktheit suggeriert werden kann, die durch den jeweiligen Komplex in dem die Zahl eingearbeitet ist,

1 Als sozial verbindlich erfahrene „runde“ Uhrzeiten eignen sich für zerstreute Gruppen, um sich wieder an einem Ort zu finden. Vielfaches von 10 etabliert in vielen Kulturen Sicherheit wie psychische Barrieren geeigneter als andere, z.B. ungerade Zahlen. Vergleiche hierzu das Konzept vom fokalen Punkt in: Schelling, Thomas Crombie. *The Strategy of Conflict*. Cambridge: Harvard, 1960, S. 57

entsteht. Dieser Ansatz einer kleinen Phänomenologie des Zeichens Zahl soll, so ist es phänomenologisch üblich, auf das Primat und den Umstand, dass ein solches den Komplex formt, deuten. Die indikative Positivität der Zahl kann eben entsprechend geeignet dort eingesetzt werden, wo sie für beispielsweise auf Täuschung beruhender psychischer Sekurität bestimmt ist. Die Exaktheit der Zahl kann beruhigen. Man kennt sie. Man weiß sie sogar. Wussten Sie das? Kennen Sie denn die aktuellen Zahlen der Unruhen, also: Wissen Sie Bescheid? Dann können Sie sich jetzt wieder beruhigen, beziehungsweise *nicht* und ständig auf die nächste Zahl hoffen. Das Potential missbräuchlicher Komplexitätsreduktion gegenüber vertrauendem Publikum wird massenmedial ständig ausgenutzt und der irritierte Beobachter in das Starren auf sie gestellt. Eine Form ständig fluktuierender kybernetischer Orientierungsausrichtung ist somit in Konsequenz gleich Desorientierung identischer Beobachter über die Zeit hinweg.

Auch wenn es anders verkündet wird: Die Zahl selbst weiß – wer hätte das gewusst – nichts. Sie kann allerdings in vielen Kontexte mehr gestellt sein. Wie täuschende Sekurität kann sie selbstverständlich auch Agitationen begünstigen. Dabei ist sie nichts als Zahl (auf dem Bildschirm), doch eben in dieser Form Realität mit tatsächlichen Konsequenzen. In ihrer Konkretion ist die Reflexion über ihre suggestive Kraft nicht impliziert. Das soll heißen, *dass* die Konkretion einem diese konstituierenden konkreten Verfahren, einer Methodik, entstammt, trägt sie inhaltlich nicht mit. Diese Stellung in ihrem Kontext kann mitunter äußerst schwierig zu erschließen sein. Nun sollte es einleuchten, dass, obschon es um die Zahl geht, von Arithmetik oder Mathematik im Allgemeinen es hier nur am Rande handelt. Von Interesse ist die semiotische Verwendung der Zahl, die kommunikative Abstellung auf Digitisierung und ihre sozialen Implikationen in einem spezifischen Sinn. Die These ist, dass die instrumentelle Darstellung der Zahl die Prävalenz von Vektoren etabliert und einen ständigen Fortschritt, welcher mitunter die immerwährenden Arbeitsleistungen seines Aufrechterhaltens voraussetzt, und das obwohl Stillstand die Norm ist. Es geht also darum, inwiefern Zahlen erwähnte nicht-informative Informationen unerwähnt sind; es geht darum, dass sie bei aller erhellenden Korrektheit gegebenenfalls lediglich Wahrheit suggerieren, um Konfusion zu stiften.

Manche Milieus und ihre Geschäftsmodelle könnten sich womöglich durch die Selbstbeschreibung als transparente Konkretionen bei obskurer Opazität der wirkenden Mechanik als völlig abgekoppelte, sich selbst tragende Strukturen etabliert haben. Das

können Philosophen ganz leicht über Banken behaupten und Banken ganz leicht über Philosophen. Beide behandeln ihre Performance als durch ihre Grundlagen hinreichend plausibilisierte Domänen. Bleiben wir vorerst bei den Philosophen, die über Technik sprechen: Die autologische Opakisierung technischer Operativität ist, folgt man Heidegger, das *Wesen* wie sich Technik überhaupt nur zeigen kann: „Das Gestell verstellt sogar noch dieses sein Verstellen [...]“⁶¹ Und so scheint uns nun eine gewisse Opazität herstellende Wirkung der Technik von Strukturvorgaben immerzu veranlasst zu werden. Die (transparente) Konkretion zeigt sich durch technische Darstellung in Zeichen an und setzt ein gewisses semiotisches Kalkül zu ihrer Lesbarkeit voraus. Und wiederum dieses Spiel aus anzeigenden und angezeigten Zeichen und deren Interpretationen verselbständigt sich weiterhin (technisch). Man erfährt die mythische Symbolträchtigkeit der konkreten Zeichen: die Alchemie der Vernunft. Das ähnelt dem, wie man ein gutes Geschenk erhält: mit der später eintretenden Einsicht, dass man es vorher schon immer gewollt hat – auch und gerade dann, wenn das Ich von vorher in seinen rationalisierenden Plausibilisierungen verschwunden sein muss. Leider verlieren auch einige sich dadurch, fortan immerzu zu wollen, was sie niemals wollten. Es findet eine Art heuristische Korrektur durch Medien statt, die die vergangene Heuristik ignorierte, und nun Aufmerksamkeit und Wertschätzung in ihrem neu (wieder)gefundenen Sinne adjustiert.

II – Zeichensetzung

Die von der Differenzrealie generierten Daten können entsprechend der jeweiligen Interpretationspotentiale ausgelesen werden. So arrangierte Informationen ergeben Metriken, die konstant auf wachsende Datensätze referieren und dadurch über die Zeit sich wandeln. Der Wert einer solchen Metrik wäre ein Zeichen im oben beschriebenen semiotischen Sinn, weil es eine konstante Referenz hat. So ist es Index von entsprechend gefilterten Daten. Ein Symbol kann die Metrik werden, wenn ihr Zeichen einen Sinn stiftet, der durch das Zeichen erst konkretisiert wird. Das bedeutet, dass das Zeichen eine gewisse Verselbständigung erfährt, sobald es referiert wird. Veranschaulicht wird dieser Verhalt bei den auf Missverständnis beruhenden Interventionen, die unter anderem Goodharts Gesetz beschreibt. Die indikative Funktion des Zeichens und seiner bewertenden Metriken wird nicht verstanden und ausschließlich

die Symbolkraft mit der Referenz verwechselt. Die Manipulation der sekundär effektiven Symbole, so erwartet man, führe eine gewünschte Änderung der ursprünglich referierenden Verhalte herbei. Man erfährt dann leidlich, dass es nicht (mehr) funktioniert. Der semiotische Komplex wurde nicht verstanden, ein im Grunde epistemologischer Schnitzer. Die Symbole sind Produkte zweiter Ordnung.

Ein symbolisches Zeichen ist so im Grunde jede Metrik, welche in einer Inzentivierungsstruktur vektorieell Sinn vorgibt. Beispielsweise die steigende Zahl, wenn sie erfolgreich vermittelt, dass mehr *sinnvollerweise* mehr ist. Ob Likes unterm Selfie, Nettogehalt, Kilo auf der Flachbank, der „R-Wert“ und so weiter – stets ist die Zahl der symbolisch dargestellte Vektor einer sinnstiftenden Indikation. Mehr gemocht zu werden, fühlt sich besser an. Mehr am Ende des Monats bringt mehr am Anfang des nächsten Monats. Do you even lift, bro? Das Wissen sagt: Macht (ist), was ich sage. In der Symbolik kommt eine Werthaftigkeit zum Ausdruck und die technische Genese der Metrik wird zunehmend überlagert.

Diese Beispiele sprechen auf deren explizit ausgedrückten Werte nicht nur in der Hinsicht an, dass sie einen Status indizieren, dessen Darstellung mitunter informativ redundant sein mag, sondern dass sie die steigende Zahl als Progression ihres jeweiligen Objektivs rahmen. Über technisch indikative Funktionen hinausgehend ist die der *sozialen Orientierung* entscheidend. Weil der Komplex der Metrik innerhalb seines jeweiligen Kontexts einen Wertehorizont mitanzeigt (ohne ihn anzuzeigen), lassen sich Beobachter des Zeichens zu seiner Verselbständigung als Symbol mobilisieren. Dieser Umstand der symbolischen Progression, beziehungsweise progressiven Symbolik, greift handlungsveranlassend aus der Metrik in die Beobachtung hinaus, um sie in seinen Dienst zu stellen. Und weil die Progression dem Beobachter, solch eine Sinnkonstellation vorausgesetzt, dient, stellt er sich in die Struktur, die er gestellt hat. Er verwendet sich als Hebel für die Maschine, die ihn hebt.

Wie Goodharts Gesetz das Unvermögen die Zeichen der Zeichen zu lesen in seinen regulatorischen Konsequenzen beschreibt, so findet man in Heideggers Phänomenologie der Technik ebenso das Dilemma der Zuversicht ohne Einsicht in die Verselbständigung uns zeigbarer und nur so gezeigter Zeichen: „Diese Verstellung ist das Gefährlichste der Gefahr. Gemäß dieser Verstellung der Gefahr durch das Bestellen des Gestells sieht es immer noch und immer wieder so aus, als sei die Technik ein Mittel in der Hand des Menschen. In Wahrheit aber ist jetzt das Wesen des Menschen dahin bestellt, dem Wesen der Technik an die Hand zu gehen.“ⁱⁱ Die Symbolik nicht zu

erkennen und die Zeichen – das kann eine einfache Metrik sein – nicht lesen zu können, bedeutet prinzipiell auch, das Primat in dieser Relation nicht ausmachen zu können. So glotzt der zeitgenössische Mensch auf die Zahlen und erkennt nicht, dass die Metrik, die sie bewerten und die ihm dienlich bestimmt waren, ihn in einer Inzentivierungsstruktur abstellen, die das Glotzen überhaupt erst gewährleisten kann; und obendrein solche Gemeinheiten nun zu seinem von ihm selbst verteidigten Individualschicksal werden.² Bisweilen so weit, dass er diese (neu)gefundene fatalistische Determiniertheit zu seiner schlussendlichen Heuristik macht.

Denn auch mit einer angenommenen absoluten Medienkompetenz, besteht die tatsächliche Konfrontation mit dem Medium und der durch diese Relation geschaffene Relationierbarkeit in zweiter Ordnung. Man kann sich eben das Aussuchen nicht aussuchen. Der Beobachter ist quasi in seine Kanäle schon hineinbeobachtet, bevor er die Grundlagen schafft, von ihm präferierte sich auszusuchen. Den Strukturvorgaben entkommt er also nie.

Wie müsste also eine Formvorgabe der Metrik arrangiert sein, die ihre beobachtbaren Zeichen und Symbole anzeigt, ohne per Strukturvorgabe die Gestelltheit des Beobachters in die Kanäle bis zu dessen völliger Entstellung auszunutzen? Eine solche Strukturvorgabe, die als Inzentivierungsstruktur technologisch beziehungsweise mechanisch³ wirkt, muss frei wählbar sein und kann trotzdem nur dispositiv bleiben. Auch sie wäre Strukturvorgabe mit Prävalenz in ihrem Wirkungsbereich. Der Mensch, der sie nutzt, sie hebt, um sich zu hebeln, muss das Rettende von der langen Seite des Hebels aus erblicken können. Und dann sehen, dass er es ist, der scheint.

2 Vergleiche hierzu von Foersterns Ausführungen zur Kybernetik der Konditionierung in: von Foerster, Heinz. „Was ist Gedächtnis, daß es Rückschau und Vorschau ermöglicht?“ In *Gedächtnis: Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung*. herausgegeben von Siegfried J. Schmidt, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1991

3 Vergleiche hierzu μηχανή, das nicht auf den maschinellen Apparat beschränkt ist, sondern das Bewirken durch gekonnte Anwendung meint. Der Technikbegriff zielt in modernen Zusammenhängen häufig auf den Komplex solcher Mechaniken des Verfügbarmachens ab, und ist nicht auf Maschinen beschränkt. „Ich bezeichne mit Technik eine *traditionelle, wirksame* Handlung (und Sie sehen, daß sich dies nicht von der magischen, religiösen, symbolischen Handlung unterscheidet. Es ist notwendig, daß sie *traditionell* und *wirksam* ist.“ (Mauss, Marcel. „Die Techniken des Körpers“ In *Soziologie und Anthropologie Band 2*. herausgegeben von Klaus Lichtblau, Wiesbaden: Springer VS, 2010, S. 205)

III – Formfindung im Defizit

Zur kollektiven Mobilmachung eignet sich allgemein das Defizit, beziehungsweise die Aufhebung desselben. Dabei ist die Konkretion des Dings, das durch seinen Defizit einen Vektor bildet, fundamental. Denn so wird zur Leitlinie, dass das Unvermögen des Dings, das Ding nicht zu besitzen, der Fall ist. Nur so kann sich *Bedarf für* dieses Ding entwickeln, welcher es einzuholen versucht. „Die Sehnsucht, Bemühung, Aufopferung, die sich zwischen uns und die Dinge schieben, sind es doch, die sie uns zuführen sollen. Distanzierung und Annäherung sind auch im Praktischen Wechselbegriffe, jedes das andere voraussetzend und beide die Seiten der Beziehung zu den Dingen bildend, die wir, subjektiv, unser Begehren, objektiv, ihren Wert nennen. Den genossenen Gegenstand freilich müssen wir von uns entfernen, um ihn wieder zu begehren; dem fernem gegenüber aber ist dies Begehren die erste Stufe der Annäherung, die erste ideelle Beziehung zu ihm.“ⁱⁱⁱ Simmel beschreibt hier wie die explizite Negation die Vorgabe für das Begehren einlässt. Es ist das *nicht etwas*, das Wollen veranlasst und nicht etwa *etwas*. Dem scheint eine kognitive Kondition voranzugehen, nämlich das Erfahren beziehungsweise die Vorstellung von etwas und dessen Verschwinden. Die hinterlassenen Erinnerungsspuren zeigen eindrücklich, was der Erinnernde in seinem Begehren ausdrücken wird: er möchte die Erinnerungsinhalte mindestens haben, seltener sogar sein.⁴

Da er in dieser Kondition nicht allein ist und die Vektoren seines Bestrebens in einem Netz mit anderen sich Erinnernden verwebt, kommen Beziehungen der in Beziehung Gesetzten zustande. Lassen diese Bestreber sich auf wechselseitige Tauschabkommen beiderseitiger Partizipation ein, formen sie im Eigeninteresse wirtschaftliche Sozialverhältnisse. Folgt man Simmel, dann ist diese infrastrukturelle Kondition und ihre Operativität das Primat vor ihren getauschten Inhalten, beziehungsweise Werten. So schreibt er: „Das Spezifische der Wirtschaft als einer besonderen Verkehrs- und Verhaltensform, besteht – wenn man einen paradoxen Ausdruck nicht scheut – nicht

4 Die Psychoanalyse Freuds führt in ähnlicher (ökonomistischer) Logik Objektbesetzung beziehungsweise Identifizierung an. Sloterdijk arbeitet in einer Relektüre der Psychoanalyse die Elemente des *thymós* und seiner Wirkungen heraus, insofern diese aus einem Geltungsanspruch des Individuums entstammen und sich in die Realitäten einzuschreiben drängen. Von der Psychoanalyse wird, laut Sloterdijk, der *Eros* zu Ungunsten des *thymós* in seinen handlungsveranlassenden Kräften überschätzt. Letzter taucht bei Freud in dieser Form nicht auf. Die kategoriale Richtigstellung Sloterdijks scheint so bedeutend wie in ihrer Nahbarkeit zu überraschen, da sie erst gut ein Jahrhundert später populär wurde. (Vergleiche hierzu: Sloterdijk, Peter. *Zorn und Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2008)

sowohl darin, daß sie *Werte* austauscht, als daß sie Werte *austauscht*.^{iv} Die Tauschenden machen ihre relativen Bezüge im tatsächlichen Tauschvorgang absolut. Simmel betont die Priorisierung des Tausches vor dem Wert. Der Tausch ist es, der die Werte – hier als Bemessung von Dingen zu verstehen – eben durch tatsächliche Praxis des Tausches verobjektiviert. Der *Wert* der Werte ist nicht inhärent und bleibt variabel. Die Dinge werden tatsächlich getauscht. Der *Wert* wird hier in erster Ordnung nicht bewegt, obschon der allgemeine Sprachgebrauch uns das Gegenteil suggeriert. Ein Börsenspekulant wird mit dieser kontraintuitiven Verweisung aufgeräumt haben. Das Orderbuch dokumentiert die *bids* und *asks* der jeweiligen Handelspartner und nur wenn diese sich treffen, kommt der Tausch zustande, dessen tatsächlich ausgeführte Rate völlig entfernt vom *Wert*, einer ideellen Größe, sein kann. Der Marktpreis ergibt sich durch die Rate zur Nationalwährung im jeweiligen Handelspaar zum Zeitpunkt des stattgefundenen Tausches. Von *Wert* ist fundamental in diesem Vorgang keine Spur. Der *Wert* kann eben nur in der Intersektion der Projektionen der Handelspartner ideell, als geteilte Fiktion, bestehen und eine merkantilistische Heuristik ausbilden, muss er aber nicht. Finanzieller, vergangenheitsloser Nihilismus ist möglich.

Betrachten wir ein Handelspaar von einem beliebigen Vermögenswert gegen eine Nationalwährung, die in ihrer Menge ausgeweitet wird, dann wäre die Korrektur des *asks* relativ zur Ausweitung ein gleichbleibender, man sagt inflationsbereinigter, Preis. Und auch obwohl Dinge gegen die Nationalwährung entsprechend ihre Ausweitung sofortig gepreist werden könnten, dauert dieser Prozess der Selbstregulierung eine gewisse Zeit und entwickelt eine in der Regel schwer prognostizierbare Eigendynamik. Es scheint sogar so zu sein, dass eine der fundamentalen Funktionen des Preises der Umstand ist, dass keiner *den richtigen Preis* kennt. Er ist verhandlungsemergent.

Die Einpreisungen der Preise, die durch Geldschöpfung mitangestoßen wird, hat eine so starke rekursive Wirkung, dass sich ein beträchtlicher Teil des Finanzgewerbes mit eben solchen Effekten zweiter Ordnung befasst. Man kann, wenn auch etwas weit gegriffen, fragen, ob gemäß einer systemtheoretischen Auffassung Geld wegen seiner hohen Eigendynamik ein autopoietisches Subsystem der Wirtschaft gebildet hat. Und weiter: Ob die in jeweiligen Systemen primäre Funktion des Geldes sich als „allgemein akzeptierte Präferenz“^v zur Inzentivierungsstruktur ausdifferenziert hat. Die Variabilität in seiner Menge macht allen Substanzverdacht zweifelhaft. Denn Funktionen wie Wertspeicher scheinen die großen Indizes, die inflationsbereinigt stabil sich halten, weitgehend zuverlässig zu vollführen, während die durch die Mengenausweitung der

Nationalwährungen entstehenden Differenzen und so verursachten Spannungen die immerwährende Jagd nach absolut mehr, um relativ nicht zu verlieren, ein nahezu triebstrukturelles Ausmaß in unseren, über Geld hinausreichenden, Umgangsformen angenommen hat. Die zunehmende *frictionlessness* (öffentlicher) Marktstrukturen deutet in dieselbe Richtung.

Bereits Beispiele aus dem antiken Griechenland bezeugen die Interdependenz vom Geld und der Differenz relativ zu einem Zweck: der zukünftigen Veranlassung von Tauschpraxis durch konkrete Inzentivierung qua Defizit. So ist das Defizit da, bevor es zu positiven Verhältnissen kommt. Vielmehr können sich diese erst bilden, weil sie lediglich in und an die Inzentivierungsstruktur gestellt vollziehbar werden. Michael Hutter schreibt: „Mit der so geschaffenen Geldmenge wurde das Bauprogramm der Akropolis bezahlt. Nicht das Handelsvolumen geläufiger Güter hatte also die Schöpfung eines angemessenen Zahlungsmittels erfordert. Ein Zahlungsmittel konnte vielmehr dadurch zum Fließen gebracht werden, daß eine geeignete Fremdreferenz – das Bauprogramm – gefunden wurde. In der Folge standen dann diese Zahlungsmittel, da sie nun einmal im Umlauf waren, auch zur Bezahlung gängiger Güter zur Verfügung.“^{vi}

Das Gelddefizit ist so auch zweckschöpfender Vektor.⁵ Die Funktion des Zahlungsmittels ist sekundär. Denn mit der Erschöpfung des veranlassten Zwecks verläuft sich die Inzentivierungsstruktur in die Intersektionen innerhalb eines vektorialen Netzwerks, das das Beförderte reinterpreten kann. Die Inzentivierungsstruktur ist nicht damit erklärt, sie als Array der Summe von (beweglichen) Zielen zu beschreiben. Denn so würde sie sich quasi teleologisch selbst aufheben. Vielmehr äußert sich Inzentive als die Selbstkorrektur beweglicher Ziele relativ zu dem auf sie Abzielenden. Gemäß der stetigen Differenzverschiebung durch die Annäherung an sich entfernende Ziele spannt die Inzentivierungsstruktur sich selbst dokumentierend als Prospektionsprospektion. Und: verbirgt, *verstellt*, so sich selbst in der Realisierung ihrer Anlagen. Relativ passiert die ganze Welt, absolut passiert *nichts* außer der Redistribution dessen, was ohnehin schon als Möglichkeiten angelegt war. Ebendiese geschaffenen Differenzen machen den entscheidenden Unterschied: eine Deltarealität. Was gewonnen wurde, ist eine kybernetische Allokationsheuristik ihrer Nutzer.

5 Nicht selten führt plötzlicher Reichtum zur vollständigen Korrumpierung der Motivation und Auflösung vektorialer Platzierung des Subjekts. (Vergleiche hierzu weiter Ausführungen bezüglich des Korrumpierungseffekts bei Ziemann, Andreas. *Über Belohnung: Eine soziologische Betrachtung*. Weinheim: Beltz Juventa, 2025, S. 51)

IV – Schlaue dumme Spiele

Beginnt man mit dem theoretischen Design, dann besteht zunächst und zumeist Bedarf für den Bedarf. Wieso sollte sich der Entwurf gewissermaßen in Realität ent-entwerfen, wo doch, ich wiederhole mich, der ständige und stetige Aufschub einer gewünschten Aktualisierung in die Prospektion *reell* praktiziert wird? Die Frage muss nun lauten, wie man die Inzentivierungsstruktur stellen muss, sodass die Nutzer ihrer Prädisposition entsprechend diese erreichen und: von ihr erreicht werden, obwohl sie zu ihrem Erhalt sich von ihr entfernt wissen müssen. Dass falls und wenn so *die Welt* besser wäre, würde alles anders sein, so müsste sie eine andere sein, damit sie besser sein könnte; aber das ist sie nicht, und wenn doch, dann nur inkrementell. Nur über die Zeit verteilt legt sie weitere Horizonte an. Das Echo normativer Appelle, die diskutieren wie alles sein sollte, verliert sich in der leeren Luft der Monadenmaschine und die tollen Ideen bleiben als tolle Ideen (un)realisiert, weil sie der Banalität der Strukturen nicht gerecht werden. Was die Komplexitätsreduktionen, die Kognition des konsensuellen Bereichs, die endlos skalierenden Netzwerke in ihrer grundlegenden Logik teilen, ist, dass sie einen weitestgehend redundanzierten kleinsten gemeinsamen Nenner identifizieren können und damit die verstehenden Beobachter in sich einfangen. Die Verbindlichkeiten ergeben sich aus dem Sinn tatsächlich wirksamer, weil *wiederholt* dargestellter Kontingenz.⁶ Die Rationalisierungen wieso Dinge sich so verhalten, wie sie sich verhalten, müssen eben als solche verbleiben: Rationalisierungen. Zuschreibungen *post facto*, welche sich ihrem jeweiligen System affirmierend reibungslos eingliedern, lösen Konfliktpotentiale durch ihre Indifferenzierung auf. Kybernetisch gesprochen ist komplexitätsreduzierend transduzierter Output systemstabilisierender Input.⁷ Einer

6 Kein Aussagenlogiker sprach jemals so präzise und verbindlich wie Kierkegaard, der kaum deutsch konnte, deutsch: „Mein Wirt, der Drogist, er hatte sich verändert, in jenem prägnanten Verstand, in dem der Deutsche dieses Wort nimmt, und, soviel ich weiß, wird »sich verändern« in ähnlicher Weise in einzelnen Straßen Kopenhagens gebraucht: er hatte sich verheiratet. Ich wollte ihm gratulieren; aber da ich der deutschen Sprachen nicht so mächtig bin, daß ich mir jeweils auf der Stelle zu helfen weiß, auch nicht die bei einer solchen Gelegenheit gebräuchlichen Redensarten parat hatte, so beschränkte ich mich auf eine pantomimische Bewegung. Ich legte die Hand aufs Herz und sah ihn an, während zärtliche Teilnahme in meinem Gesicht lesbar geschrieben stand. Er drückte mir die Hand. Nachdem wir einander auf diese Weise verstanden hatten, ging er dazu über, die ästhetische Gültigkeit der Ehe zu beweisen. Dies gelang ihm außerordentlich gut, just ebenso gut, wie er voriges Mal die Vollkommenheit der Junggesellen bewiesen hatte. Wenn ich deutsch spreche, bin ich der gefügigste Mensch auf der Welt.“ (Kierkegaard, Sören. „Die Wiederholung“ In *Die Krankheit zum Tode, Furcht und Zittern, Die Wiederholung, Der Begriff der Angst*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2012, S. 355)

7 Ein Beispiel ist sich selbst affirmierender „Normal-Narzissmus“ der Ich-Abwehr, der Widerstand als Neid re-interpretiert sich selbst verstärkend zuführt. Eine funktionalistische Sicht kommt hier (noch) ohne Pathologie aus.

evolutionären (De-)Selektivität entsprechend wettet der Sachverhalt probabilistisch auf dasjenige, das positiven Erwartungswerte generiert: Die Unwahrscheinlichkeit des Komplizierten verliert über die Zeit verteilt gegen die Wahrscheinlichkeit der Banalität. Bazon Brock führt in seiner *Logik der Dummheit* besonders anschaulich auf, wieso Entitäten *trotz* ihrer „Dummheit“, ja *wegen* ihrer „Dummheit“ sich präservieren. Dummheit ist eine sich selbst selegierende Strukturvorgabe. Komplexität und damit in seiner Anschlussfähigkeit gehinderte Bezugsfähigkeit ist inhärent in Tendenz gegen Lindy-Effekte immun. Denn über die Zeit akkumuliert sich die *friction* der Komplexität bis zu ihrer völligen Fragmentierung. Dahingegen hat ein Minimum an vorausgesetzter kognitiver Kapazitäten und damit die Unidentifizierbarkeit sonst evidenter Unterschiede, Dummheit, als Strukturvorgabe keine Schwierigkeiten, seine Selbstaffirmation sich herbeizurationalisieren. Denn, so schreibt Brock: „Das Problem [wie auch die Leistungsfähigkeit] besteht gerade darin, daß **die Mechanismen unserer kreatürlichen Dummheit diese Logik nahelegen**; sie ist erfolgreich, weil die Verfechter dieser Logik auf naive Weise überzeugt sein können, tatsächlich rational zu argumentieren.“^{vii} In soziokybernetischer Hinsicht ist Dummheit eben auch ein Deselektor von Dissenspotentialen. Das erkennt man auch daran, dass die erfolgreich über die Zeit bestehenden Inzentivierungsstrukturen sequentiell fokale Punkte bilden, welche in ihrer konkreten Simplizität orientierungsstiftend wie einend sich zeigen.

Das steigende Zeichen Zahl kann symbolkräftig normativ scheinen, indem es als wertloser Wert bloß indikativ den Wert der jeweiligen Metrik darstellt. Was die Beobachter, die *community*, die sich mitunter nichts zu sagen hätten, vereint, ist das vektorielle Geflecht ihrer Eigeninteressen und die dadurch produktiv werdende Banalität des Umstandes, dass die Zahl (dispositiv) steigen *soll*. Eine Nutzbarmachung dieser Potentiale durch Technik ist Number-Go-Up-Technology.

Der Begriff Number-Go-Up-Technology hat sich als (ironische) Bezeichnung für Bitcoin etabliert. Eben auch, um, wie oben angedeutet, die in Goodharts Gesetz bezeichnete dysfunktionale Zweckverschiebung der Metriken zu thematisieren. Man könnte weitläufig diskutieren, was der technologisch-historische Stellenwert von Bitcoin sei, doch insbesondere die durch Verwebung von Inzentivierungsstrukturen geschaffene selbsttragende Struktur, die ihren *public ledger* als Referenzpunkt aus nichts emergieren lies, scheint spektakulär. Insbesondere Systemtheoretiker dürften zumindest von dieser Konstruktion selbstreferentieller Redundanzvermeidung angetan sein. Man hat es geschafft ein (Distributions-)Spiel zu bauen, dessen (nicht expliziten)

Regeln neue Nutzer zum Mitspielen motivierte.⁸

Was gewährleistet also, dass sich Nutzer als tatsächlich Begehrende in einer Inzentivierungsstruktur einfinden? Wir erinnern uns: Sie müssen sich unter anderem an ebendas Erinnern, was Verschwunden ist. So können sie sich in der Relationierung ihrer Tauschverhältnisse (erinnerbar) einformen. Gibt man diesen sozialen Interaktionen eine rigide Formvorgabe, ein Horizonteschema, kann man hier von gemeinsamen Spielen sprechen: einem Umstand bei dem Nutzer nicht primär *Werte* austauschen, sondern Werte *austauschen*. Die verobjektivierten Relationen bilden Bezugspunkte dann anschließend möglicher Spielzüge. (Und das geht dumm viel wahrscheinlicher als schlau.) Diese Spielzüge sind kontingent und, wenn bei den Spielern von bewusst Handelnden ausgegangen wird, auch freiwillig sowie von den Mitspielern erwünscht. Die Rigidität der Formvorgabe dringt *nicht* aus dem Spiel in die Spieler hinein. Die Freiheitsgrade des Spiels sind gewährleistet durch seine Invarianz des Möglichen. Nähme man ein „totales“ *Ge-stell* an, wäre Spielen verunmöglicht, weil es entsprechende Subspiele bereits strukturdeterminierend durchwest hätte. Die Spieler sind also *nicht* zunächst und zumeist ins Spiel gestellt. Es ist qualitativ auszeichnend, dass sie es sind, falls sie es sind. Doch was veranlasst, dass dies somit der Fall wäre. Oder mit anderen Worten: Woher sollte das Herkommen herkommen?

Angenommen ein Nutzer wäre präkonditional, auch als Uneinsichtiger, in die Inzentivierungsstruktur gestellt. Dann setzt das voraus, dass er *dort* „ist“. Wieso? Was gewährleistet das Einlassen der Inzentivierungsstruktur in eine Intersektion der Systeme und was bietet sie dem Nutzer, dass er auf sie bietet? Wie könnte das „neue“ (Distributions-)Spiel in Harmonie mit den bereits gespielten Spielen stehen? Das Unterstellen völliger Handlungskontingenz der Nutzer in Konjunktion mit einem vorausgehend intendierten Konsens scheint unwahrscheinlich bis unmöglich. Auf die plötzliche Wandlung von Vektoragenten zu organisierten Spielern zu wetten, scheint mau. Es wäre keine langfristig gewinnende Aktion. Fragwürdig ist also, wie man das Spiel als spielenswert ins Spiel bringen kann. Zumindest ein Hinweis aus systemtheoretischer Perspektive von Dirk Baecker könnte dabei helfen, nämlich „daß das Spiel keine Aktion, sondern ein Aktionsrahmen ist.“^{viii}

Das Delegieren der eigenen Aktionen an die Formvorgaben des Aktionsrahmens folgen dem partikulären Motivgelage, um das die singulären Aktionen ohnehin stets bemüht

⁸ Der selbstregulative Wettbewerb unter *minern* baut, in Anbetracht der gegenwärtigen Größe des Netzwerks, ein Arbitrage-Geschäft in die Sicherstellung des Netzwerks. Die Profitabilität der partikulären Eigeninteressen ist in die kollektive Gewährleistung der Netzwerkfunktion gestellt.

waren. Das Mitspielen ist demnach performativ konsensuell und die Absichten dahingehend geraten in Vergessenheit. Man kann also Spiele als gerecht ansehen, insofern ihr Regelwerk rigide, das heißt auch mit all ihrer teils verheerenden Interesselosigkeit ihrer Formvorgabe entsprechende Resultate dem Spieler entgegenbringen. Auf diese mag er mit Zustimmung, Ablehnung oder auch Gleichgültigkeit reagieren. Nur, durch diese Reaktionen kommt er in keinem Fall aus den Konsequenzen des Spiels mehr heraus. Zu einem größeren Aktionsrahmen kann ein rigides Spiel also dann, und nur dann, „expandieren“, falls seine Formvorgaben seine eigenen Realitätsvorgaben produzieren kann. Das rigide Regelwerk bleibt dabei unberührt. Bateson schreibt zum Spiel: „Man beachte, daß *Spiel*, als ein Etikett, nicht die Akte begrenzt oder definiert, die ein Spiel ausmachen. *Spiel* ist nur auf bestimmte, weite Prämissen des Austauschs anwendbar. In der gewöhnlichen Sprechweise ist Spiel nicht der Name für einen Akt oder für eine Aktion; es ist der Name für einen Aktionsrahmen. Wir können also damit rechnen, daß Spiel nicht den regulären Regeln der Verstärkung unterworfen ist. Tatsächlich weiß jeder, der einmal versucht hat, Kinder beim Spielen zu unterbrechen, wie man sich fühlt, wenn die Bemühungen einfach in die Form des Spiels einbezogen werden.“^{ix}

Die Spieler grenzen sich im Aktionsrahmen ein und holen entsprechend (übergreifend) Greifbares in die Grenzen des Spiels hinein. So ist Spielen das Aktivspontane dessen, was innerhalb der Grenze möglich ist. Das Spiel zu unterbrechen wäre vergeblich; es wäre qua der Spieler der Spielzug „Unterbrechung“. Der Unterbrechungsversuch wäre möglicherweise obendrein entgegen der Dynamik, die man explizit wertschätzt und nur verkennt, da es sich um Effekte zweiter Ordnung handeln. Setzt man dennoch auf die Selbstverstärkung des Spiels, dann befürwortet man die Inkorporation der könnenden Spieler in einen Spielbereich, den sie so bevorzugen, dass sie ihren regulativen Sandkasten umbauen. Wenn wir also die Infrastruktur zugunsten von Allokationsheuristiken designen, dann muss eines gelten: man muss den Gewinnern der Spiele ihre Spielzüge zurechnen können. Ihr Erwirtschaften großer *Werte* muss tatsächlich Anerkennung finden durch den Umstand, dass das Spiel auf seine Spieler mit Erfolgsnachweisen erfolgreich setzt. Abbildbar ist das, indem man die Provenienz des Spiels mit ins Spiel holt. Eine Distributionsstruktur, die ihre größten Geber genau wie alle andern durch das Soll ausnullt, verpasst die Chance das Vermögen seiner besten Spieler für sich selbst zu nutzen. Deshalb muss man, unterhält man ein Werte distribuierendes Subsystem, den Gewinnern und Gebern das Zurechnen zurechnen.

V – Ver-Entparadoxierung der Konflikte

Was bedeutet nun die (steigende) Zahl im Spiel der Differenzrealie und wieso sollte sie hochgehen *sollen*? Mindestens indiziert sie, dass Geber und Gewinner durch die technische Formvorgabe der Differenzrealie mit ihren Nutzern in Übereinstimmung eine Distribution von Werten um die Differenz der Steigerung getätigt haben. Dabei hat der Geber/Gewinner dieses Spielzugs sich in die Provenienz der Differenzrealie eingeschrieben und so die interpretationsfähigen Daten erweitert, welche für eine zukünftige Allokationsheuristik informativ digital permanent verbleiben. Aus den Differenzen von *woher* zu *wohin* und der Unterscheidbarkeit des Zustandes *vor* und *nach* der Gabe, wird eine indikative Metrik mit dem Zeichen Zahl angezeigt, das orientierungsstiftend nur eine Richtung kennt: nach oben. Number-Go-Up-Technology. Fragwürdig ist dabei, ob die selbstreferentielle Dokumentation als referierbare Daten von in an sie anschließende Systeme transduziert werden kann. Also auch, ob die durch die Differenzrealie realisierten Differenzen zu Entdifferenzierung, zur Auflösung von Konflikt, in anderen Systemen führen kann.

Da wir das dispositiv anzulegen intendieren, lauten die konzeptionellen Fragen: Kann man die Anschlussfähigkeit der Konflikteentparadoxierung *ins Spiel stellen*? Kann man die Funktion, die zur (Teil-)Entscheidung des Konfliktes führt, verbiefen und im Spiel *zustellen*? Also, kann die Formalisierung das Ideal, das im Konflikt ausgehandelt wird, präventiv hypostasiert, „in den Horizont gemalt“, werden und so vor seiner verblässenden Aktualisierung bewahrt werden? Was machen die modernen *Subjekte* anderes in ihrer Welt der Bilder als ihre Träume zu *träumen*, also die Realität vor seiner Aktualisierung zu schützen? Das Spiel wäre als ein entsprechender Austragungsort, beziehungsweise als *Nullpunkt-Objekt*⁹, dieses Treibens bestellt. Wie der Asketismus Nietzsches im Philosophieren ernstlich den Ernstfall philosophiert, kann die Realität nie heftiger werden als die (tragische) Vorstellung von ihr. Man frage sich nun, wo das eigentliche Schlachtfeld unserer nicht besseren Welt sei. In der Formalität? „Rettet“ man den Spieler davor „reaktives Talent“ zu werden, wenn man ihn ins Spiel hereingreift? Denn: „Der aktive, der angreifende, übergreifende Mensch ist immer noch der Gerechtigkeit hundert Schritte näher gestellt als der reaktive; es ist eben für ihn durchaus nicht nöthig, in der Art, wie es der reaktive Mensch thut, thun muss, sein Objekt falsch und voreingenommen abzuschätzen. Thatsächlich hat deshalb zu allen

9 Vergleiche hierzu den Objekt-Begriff von Günther und Kaehr.

Zeiten der aggressive Mensch, als der Stärkere, Muthigere, Vornehmere, auch das freiere Auge, das bessere Gewissen auf seiner Seite gehabt [...]“^x

Kann ein Konflikt, ein potentieller und/oder ideeller Krieg, durch aktive agonistisch Überbietungsrituale reale Spannung formal entladen – oder besser: besiegeln. Vielleicht ist der Kampf selbst Stimulans für die, die ihn imaginieren und nicht an ihm ihr Vermögen der Imagination, ihren Körper, abgeben. So käme man aus der üblichen doppelt negativen allgegenwärtigen Inzentivierung durch die Einschreibung heraus in positives, aktives Talent. Aber *wer* macht mit? *Wer will* spielen? *Wer* ist übergreifend *dumm* genug die steigende Zahl zu *wollen*?

Dem Spieler gegenüber steht schließlich weniger als das Verschwinden von nichts.

- i Heidegger, Martin. „Die Kehre“ In *Identität und Differenz*. Gesamtausgabe Band 11. herausgegeben von Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 2000, S. 122
- ii ebenda, S. 115
- iii Simmel, Georg. *Die Philosophie des Geldes*. Gesamtausgabe Band 6. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1989, S. 49
- iv ebenda, S. 57
- v Luhmann, Niklas. 2019b: 275 zitiert nach Ziemann, Andreas. *Über Belohnung: Eine soziologische Betrachtung*. Weinheim: Beltz Juventa, 2025, S. 9
- vi Hutter, Michael. „Die frühe Form der Münze“ In *Probleme der Form*. herausgegeben von Dirk Baecker, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 174
- vii Brock, Bazon. *Ästhetik gegen erzwungene Unmittelbarkeit: Schriften 1978-1986*. Köln: DuMont, 1986, S. 302
- viii Baecker, Dirk. „Das Spiel mit der Form“ In *Probleme der Form*. herausgegeben von Dirk Baecker, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 156
- ix Bateson, Gregory. *Geist und Natur: Eine notwendige Einheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1982, S. 173
- x Nietzsche, Friedrich. *Zur Genealogie der Moral*. In KSA 5, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2010, S. 311